

Domprediger Stefan Scholpp

Erntedankfest, 4. Oktober 2026, 10 Uhr

Das Brot der anderen

Predigt zu Markus 8,1-9

*Als wieder eine große Menge da war und sie nichts zu essen hatten, rief Jesus die Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Mich jammert das Volk, denn sie harren nun schon drei Tage bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie hungrig heimgehen ließe, würden sie auf dem Wege ver-
schmachten; denn einige sind von ferne gekommen. Seine Jünger antworteten ihm: Woher nehmen wir Brot hier in der Einöde, dass wir sie sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er gebot dem Volk, sich auf die Erde zu lagern. Und er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, dass sie sie austeilten, und sie teilten sie unter das Volk aus. Sie hatten auch einige Fische; und er sprach den Segen darüber und ließ auch diese austeilten. Und sie aßen und wurden satt. Und sie sammelten die übrigen Brocken auf, sieben Körbe voll. Es waren aber etwa viertausend; und er ließ sie gehen.*

„Hast du unseren Einkauf erledigt?“ So fragt meine Frau, kaum dass sie zur Tür herein ist. „Habe ich.“ „Hast du auch an mein Mehl gedacht?“ „Ja, freilich.“ Roggenmehl, Type 550. Und Futter für unseren Hund. Und unsere Äpfel, und mein Müsli. Unser Hund. Unsere Äpfel. Mein Müsli. Unser Brot backt meine Frau meist selbst.

Kleine, unscheinbare Wörter, diese Possesivpronomina. Mein. Dein. Unser. Wir nehmen sie kaum wahr, obwohl wir sie benutzen. Und sie stimmen ja auch: Ich war einkaufen. Ich habe bezahlt.

Heute steht hier vorne im Dom unser Erntewagen. Prächtig geschmückt. Kürbisse und Äpfel, Ähren und Trauben, Brote und Kartoffeln und Gläser voll Honig. Wessen Gaben sind das eigentlich? Wem gehört, was da liegt?

I

Markus erzählt zweimal davon, dass Jesus eine große Menge satt macht. Das erste Mal mit fünf Broten: fünftausend Menschen, zwölf Körbe bleiben übrig. Und zwei Kapitel später noch einmal, mit sieben Broten: viertausend Menschen, sieben Körbe.

Man könnte meinen, der Evangelist habe sich wiederholt. Doch es kommt darauf an, wo die zweite Geschichte spielt. Kurz zuvor ist Jesus weit nach Norden gegangen, nach Tyrus und Sidon, ans Mittelmeer. Und von dort zurück in die Dekapolis, das Gebiet der zehn Städte östlich des Sees Genezareth. Das ist Ausland. Griechische Städte, fremde Tempel, andere Götter. Dort trifft er eine Frau aus Syrophönizien. Sie bittet für ihre kranke Tochter. Doch Jesus weist sie zunächst ab: „Lass zuvor die Kinder satt werden.“ Die Kinder, das ist Israel. Die Frau aber lässt nicht locker: „Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.“ Sie will nur die Krumen. Jesus ist beeindruckt. Die fremde Frau bekommt, worum sie bittet.

Und dann, gleich danach, fallen keine Krumen mehr vom Tisch. Dann deckt Jesus den Tisch selbst, mitten im fremden Land, für Menschen, die keiner eingeladen hat. Die Fremden bekommen nicht den Rest. Sie bekommen Brot, bis sie satt sind.

Die erste Speisung gilt Israel, „zuerst“, wie Jesus sagt. Die zweite gilt den Völkern. Denen, die „von ferne gekommen“ sind.

Von ferne gekommen. Das sind wir. Wir Christinnen und Christen aus den Völkern. In dieser Geschichte sitzen wir auf der Erde, in der Einöde, und warten. Und was wir gleich essen werden, kommt von einem anderen Tisch. Vom Tisch Israels. Jesus war Jude. Die Schrift, aus der er lebte und betete, ist Israels Schrift. Der Glaube an ihn als den Messias ist unter Jüdinnen und Juden entstanden. Ohne Israel gäbe es keine Kirche. Und kein Erntedankfest. In diesen Stunden feiern jüdische Gemeinden, auch hier in Berlin, Simchat Tora, die Freude an der Tora. Sie tanzen mit den Schriftrollen durch ihre Synagogen. Wir dürfen uns mitfreuen. Als Gäste. Wir essen das Brot der anderen.

II

„Mich jammert das Volk.“ Im Griechischen steht da ein starkes Wort. Es meint die Eingeweide. Es geht Jesus an die Nieren. Er spürt den Hunger der anderen im eigenen Leib.

Und er sagt das, bevor irgendjemand klagt. Niemand beschwert sich. Seit drei Tagen hören die Leute ihm zu. Vielleicht haben sie über all dem Hören das Essen ganz vergessen. Jesus sieht ihren Hunger, bevor sie ihn selbst spüren. So wie Gott einst zu Mose sprach, aus dem brennenden Dornbusch: „Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen, und ihr Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt.“

Ehrlich gesagt: In der Rolle der Hungrigen sehen wir uns in unserer trotz allem global betrachtet reichen Lage eher nicht. Auch am Erntedankfest stelle ich mich lieber zu den Jüngern, zu denen, die etwas in der Hand haben, und sei es noch so wenig. Die austeilen dürfen. Die helfen. Die Geschichte aber setzt mich woanders hin. Auf die Erde. Zu denen mit leeren Händen. Wir haben nicht viel. Wir haben nicht einmal wenig. Wir haben nichts. Und wir haben Hunger.

Und Jesus schickt uns nicht weg. Die Jünger hätten das vielleicht bevorzugt: Sollen sie doch in die Dörfer gehen und sich etwas kaufen. Jesus aber sagt: Wenn ich sie hungrig gehen lasse, werden sie auf dem Weg verschmachten. Er behält sie bei sich. Hier, in der Einöde. Das kränkt. Und es kann heilsam sein. Denn in der Wüste kann man Gott nicht vergessen. Vergessen kann man ihn erst, wenn man gegessen hat und satt ist.

III

Hunger hat viele Gesichter. Bei mir zuhause um die Ecke, in der Badstraße, stehen Menschen vor den Ausgabestellen der Tafel Schlange. 60.000 Besuche im Monat zählt der Dienst „LAIB und SEELE“, für den die Berliner Tafel mit Kirchengemeinden kooperiert. Auch unsere Nachbarin, St. Marien, macht mit. Und wieder bei mir zuhause, nicht mal um die Ecke, in *meiner* Straße, in *meinem* Haus, sitzt einer allein am Küchentisch, hat genug im Kühlschrank und hungert doch: nach einem Wort, nach einem Blick, nach Sinn.

Man kann diese beiden Arten von Hunger nicht gegeneinander ausspielen. Wer nach Sinn hungert, darf den Hunger nach Brot nicht vergessen. Und wer Brot verteilt, darf die Leere in den Seelen nicht übersehen. Theodor W. Adorno hat geschrieben: „Zart wäre einzig das Größte: dass keiner mehr hungern soll.“¹ Jesus hält beides zusammen. Drei Tage hat er gelehrt. Dann gibt er Brot. Das Wort und das Brot gehören zusammen. So haben wir es im 145. Psalm gebetet, vorhin: „Du tust deine Hand auf und sättigst alles, was lebt, nach deinem Wohlgefallen.“

IV

„Wie viele Brote habt ihr?“ Die Jünger antworten: „Sieben.“ Sieben Brote. Woher eigentlich? Irgendjemand hat sie gebacken. Irgendjemand hat das Korn gemahlen. Irgendjemand hat es gesät und geerntet. Die Jünger haben diese Brote nicht gemacht. Sie haben sie dabei.

Schauen wir noch einmal auf unseren Erntewagen. Wer hat diese Äpfel gepflückt? Wer hat die Kartoffeln aus der Erde geholt?

Rund 243.000 Saisonkräfte arbeiten in der deutschen Landwirtschaft, mehr als ein Viertel aller, die dort arbeiten. Viele kommen aus Osteuropa, knapp die Hälfte sind Frauen. Sie stechen den Spargel und pflücken die Erdbeeren, manchmal zwölf Stunden am Tag. Sie schlafen in Containern, bis zu vierzehn Menschen in einem Raum. Für die Unterkunft zahlen sie absurd hohe Mieten, bis vom Mindestlohn oft nicht mehr viel übrig ist. Und es gibt Stimmen, die fordern, ihnen künftig nur noch achtzig Prozent davon zu zahlen. Sie lebten ja nicht hier. Wir leben aber von ihnen. Von ihren Händen. Von ihren Rücken, die sich über die Felder beugen. Und von ihren Familien in Rumänien oder Polen, die monatelang auf sie warten.

Martin Luther hat in seinem Kleinen Katechismus erklärt, nämlich in seiner Auslegung des Vaterunsers, was „tägliches Brot“ heißt: „Gott gibt das tägliche Brot auch ohne unsere Bitte allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, dass er's uns erkennen lasse und wir mit Dankagung empfangen...“ Und dieses tägliche Brot umfasst für Luther: „Alles, was not tut für Leib und Leben, wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromme Eheleute, fromme Kinder, fromme Gehilfen, fromme und treue Oberherren, gute Regierung, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.“ Lauter Dinge, die durch andere Hände gegangen sind, und nicht zuletzt deren Hände selbst. Wir essen das Brot der anderen: derer, die ernten, die fahren und sortieren und verkaufen, derer, die zu Hause kochen und pflegen und Kinder großziehen, unbezahlt und meist unbemerkt.

Und am Anfang von allem steht Gott, von dem der Psalm dieser Woche singt: „Du lässt Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, dass du Brot aus der Erde hervorbringst.“ Wir essen das Brot des Anderen. Immer schon. Jeden Tag.

¹ Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Nr. 100 („Sur l'eau“), in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Frankfurt a. M. 2003, 178.

V

Wer das vergisst, dem geschieht etwas Merkwürdiges. Er fühlt sich bestohlen.

Die Philosophin Eva von Redecker hat dafür ein treffendes Wort gefunden: Phantombesitz.² Gemeint ist ein Besitz, der einem nie gehört hat und den man trotzdem verteidigt.

Mit wachsender Wut. Das Land, die Sprache, die Arbeit, der Wohlstand: Alles „unseres“. Und überall lauern die anderen, die uns etwas wegnehmen wollen. Je weniger der Anspruch begründet ist, desto lauter wird er. Man hört das an Stammtischen und in den Kommentarspalten. Und, seien wir ehrlich, manchmal auch beim Kirchenkaffee. Das ist kein Problem der Ränder. Es reicht bis in unsere Mitte. Das Gegenmittel ist einfach und trotzdem schwer: sich erinnern, woher das Brot kommt. Wer weiß, dass er vom Brot der anderen lebt, muss nicht mehr verteidigen, was ihm nie gehört hat. Er kann danken.

Dazu ist das Erntedankfest da. Es ist eine Übung in Erinnerung. Einmal im Jahr bringen uns die Menschen, die im sogenannten Ökodorf Brodowin leben oder arbeiten, diesen Wagen voller Gaben des Jahres in den Dom. Das alles wird uns gebracht. Das alles ist uns gegeben. Durch die Hände vieler, die wir nie kennenlernen werden. Durch Gottes Hand.

Diese Erinnerung macht aus einem Besitz ein Geschenk. Und ein Geschenk muss man nicht verteidigen. Man kann es teilen.

„Und er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern.“ Für dieses „dankte“ steht im Griechischen das Wort εὐχαριστεῖν, eucharistein. Daher hat das Abendmahl seinen alten Namen: Eucharistie, Danksagung. Gleich kommen wir nach vorn, vorbei an unserem Erntewagen. Und wir halten die Hände auf. Leer. Da ist kein Einkauf nötig. Da sagt keiner „dein Brot“. Da heißt es: „Für dich gegeben.“

Ich gestehe: Nehmen fällt mir schwerer als geben. Wer gibt, behält die Hand oben. Wer nimmt, muss zugeben, dass er etwas braucht. Dass er angewiesen ist. Auf Gott. Und auf die anderen. Vielleicht geht es Euch ähnlich. Dann kommt trotzdem. Die Hände dürfen leer sein. Genau dafür ist dieser Tisch gedeckt. Und wir Hungrigen, nach Brot oder nach Sinn, können kommen. Und dann teilen wir das Brot des Anderen. Und werden satt.

² Den Begriff „Phantombesitz“ prägt Eva von Redecker in: Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen, Frankfurt a. M. 2020.